

Arnold Esch
VON ROM BIS
AN DIE RÄNDER
DER WELT



GESCHICHTE IN
IHRER LANDSCHAFT

C.H. Beck

Arnold Esch

VON ROM
BIS AN DIE RÄNDER
DER WELT

Geschichte
in ihrer Landschaft

C.H.Beck

Mit 20 Abbildungen
und 3 Karten (© Peter Palm)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
Umschlagentwurf: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Albrecht Altdorfer, Die Schlacht bei Issus (⚔Alexanderschlacht),
1529, Alte Pinakothek München, © bpk/Bayerische Staatsgemäldesammlungen
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
ISBN Buch 978-3-406-75854-6
ISBN eBook (epub) 978-3-406-75855-3
ISBN eBook (PDF) 978-3-406-75856-0

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------------|---|
| Einführung | 7 |
|----------------------|---|

HISTORISCHE LANDSCHAFT

| | |
|--|----|
| I. Historische Landschaft Burgund | 11 |
| II. Paßlandschaften und Paßverkehr im Alpenraum. Ein Überblick über die verfügbaren historischen Quellen | 34 |
| III. Oberitalienische Flußlandschaft. Vom Po den Mincio aufwärts | 62 |
| IV. Ferrovia locale. Ein Schnitt durch die historische Landschaft des nördlichen Latium | 73 |
| V. Archipelagos. Das Erlebnis der griechischen Inselwelt in der Frührenaissance | 90 |

RÖMISCHE STRASSEN IN IHRER LANDSCHAFT

| | |
|---|-----|
| VI. Den Barbaren am nächsten. Auf der Straße vom Limes zur Donau und weiter ins Mittelalter | 119 |
| VII. Mit dem Inschriften-Ausmeißler unterwegs. Eine Wanderung auf der Römerstraße Augsburg-Salzburg im Frühjahr 212 n. Chr. | 137 |
| VIII. Auf der Via Valeria vom Aniene in die Abruzzen | 146 |
| IX. Landschaft im Verfall. Die Wahrnehmung von Verwahrlosung und Verheerung freier Landschaft in der Spätantike | 166 |

REISENDE

| | |
|--|-----|
| X. Der Pilger: Gemeinsame Reise – unterschiedlich berichtet. Parallele Reiseberichte von Jerusalem-Pilgern (1480–1519) | 183 |
|--|-----|

| | |
|---|-----|
| XI. Der Abblßkollektor: Eine Reise durch Deutschland in die Niederlande anhand einer Spesenabrechnung (1470–1472) | 209 |
| XII. Die Ware: Das Einzugsgebiet des Hafens Rom in der Frührenaissance | 224 |
| XIII. Die Nachricht: Wie die Meldung von der Eroberung Konstantinopels 1453 nach Venedig kam | 234 |
| XIV. Die andere Begegnung mit Italien: Kriegsknechte und Arbeitssuchende erleben den Süden | 250 |
| XV. Die Praxis des Reisens: Eine Vorlesung an der Universität Göttingen (1772–1795) | 274 |

AN DEN RÄNDERN DER WELT

| | |
|--|-----|
| XVI. An den Rändern des Römischen Reiches. Inschriften vom Rande der Steppe und vom Rande der Wüste | 289 |
| XVII. Die Erfahrung von Distanz und Ferne in nichtliterarischen Briefen des Mittelalters | 301 |
| XVIII. Endlose Weite. Ein Ritt vom Schwarzen Meer in das Innere Asiens | 311 |
| XIX. An den Rändern der Welt. Einzelschicksale der frühen portugiesischen Entdeckungen in Schreiben an den Papst (1440–1510) | 323 |
| XX. Geschichte unterwegs. Beobachtungen von einer Fahrt durch Sibirien mit einem Stimmungsbild aus der sibirischen Regionalpresse kurz nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion | 337 |
| Literaturhinweise | 361 |
| Bildnachweis | 384 |
| Personenregister | 385 |
| Ortsregister | 391 |

Einführung

Die folgenden Beiträge wollen Geschichte in ihrer Landschaft wahrnehmen und Landschaft in ihrer Geschichte. Sie führen jeweils in ein Land, das dann anhand einer – teilweise erst hier erschlossenen – historischen Quelle betreten und erlebt wird. Die dazu herangezogenen Quellen sind von der unterschiedlichsten Art, seien es Schriftzeugnisse oder Objekte. Denn alles, was der Historiker berührt, kann zur historischen Quelle werden. Oft sind es ganz unliterarische Berichte aus der niedrigen Augenhöhe damaliger Menschen, die wir, in einer bestimmten historischen Situation, in der Weite vertrauter oder fremder Landschaft auf dem Wege sehen, Landschaft im Nahblick und im Fernblick. Wie aber wird fremde Landschaft in ihrer historischen Gegenwart erlebt und beschrieben? Wie werden Distanz und Ferne ausgedrückt? Wie erfahren wir von historischem Geschehen am Rande der Wüste, am Rande der Steppe? Die Verbindung von räumlicher Anschauung und historischer Reflexion, geschaut, nicht gewußte Geschichte, das ist der gemeinsame Nenner dieser Beiträge.

Die meisten Kapitel sind unveröffentlicht, einige greifen auf frühere Arbeiten zurück, alle beruhen auf eigener Anschauung und eigener Forschung. Eine Arbeit, die nicht allein am Schreibtisch entstanden ist, hat vielen zu danken. Vor allem danke ich meiner Frau, Begleiterin und Ratgeberin in jedem Gelände. Ich danke den römischen Freunden für anregende Gespräche, Detlef Felken und Alexandra Schumacher für die verständnisvolle Begleitung bei der Veröffentlichung. In dankbarer Erinnerung an Göttingen, wo mich Hermann Heimpel und Percy Ernst Schramm Geschichte sehen und verstehen lehrten, sei dieses Buch der Göttinger Akademie gewidmet, die mich – in jungen und in alten Jahren – ausgezeichnet und ermutigt hat.

HISTORISCHE LANDSCHAFT

Historische Landschaft Burgund

Burgund ist allen ein Begriff und war doch im Laufe seiner Geschichte ein ganz unterschiedliches Gebilde, das sich mehr über seine Zentren als über seine Grenzen definiert. In der Berührungszone zwischen romanisch und germanisch geprägtem Bereich gelegen, mit all den Gefährdungen und Chancen solcher Mittellage, werden von hier in alle Richtungen Impulse von großer kultureller Kraft ausgehen, aber auch heftige Auseinandersetzungen ausgetragen werden und sich erste Perforationslinien zwischen den künftigen Nationalgeschichten zeigen.

Aber hier geht es nicht um historische Ereignisse, sondern um historische Landschaft. Mit dem Vorsatz, historische Landschaft nicht aus Geschichtswissen zu modellieren, sondern mit dem Auge aufzufassen, werden wir, Burgunds zentrale Landschaft auf einer alten Diagonalachse Auxerre-Vézelay-Autun-Chalon sur Saône-Mâcon durchstreifend, die Epochen seiner Geschichte dort aufsuchen, wo sie mit der Landschaft verbunden sind oder ihre sichtbare Ausprägung erfahren haben: die Eroberung durch Caesar läßt sich in seinem Winterlager auf dem Mont-Beuvray vergegenwärtigen; die zunehmende Verwahrlosung der Landschaft ist vom spätantiken Autun aus zu beobachten; der Weg durch das Niemandsland zwischen Antike und Mittelalter wird an den letzten Römern und den ersten Franken auf der Römerstraße in der Tallandschaft der Cure zu verfolgen sein. Und weiter hinein bis ins hohe Mittelalter.

In das Licht geschriebener Geschichte tritt auch diese Region Galliens mit der Eroberung durch Caesar: hier konzentrieren sich seine Feldzüge und Siege, vom ersten Sieg bei Bibracte 58 v. Chr. über die

Helvetier bis zum letzten Sieg 52 v. Chr. über Vercingetorix: beredtes Zeichen, daß das Keltentum hier eine besondere Dichte und einen besonderen Organisationsgrad hatte und darum von Caesar *hier* überwunden werden mußte. Jenes Bibracte auf dem Mont-Beuvray im Massiv des Morvan westlich Autun war das politische und kultische Zentrum der Haeduer: ein keltisches *oppidum* auf weitem, von vielen Quellen getränktem Gipfelplateau, Umwallung und Tore noch schwach im Gelände erkennbar. Seine Kultstätten wurden später vom Hl. Martin rabiät zerstört, aber vielleicht lebten sie – nun christlich überlagert – in einem Quellenkult weiter, der noch im 19. Jahrhundert beobachtet und beschrieben wurde: die Umwohner legten Eier, Käse und andere Votivgaben an den Quellen nieder, stillende Mütter wuschen ihre Brust. Daneben, gleichfalls noch im 19. Jahrhundert lebendig, ein alter, an so entlegener Stelle auffallender Markt. Doch ob man hier, außer von Kult-Kontinuität, auch von Markt-Kontinuität sprechen darf, ist strittig. Rings weite Bergwälder, in denen man auch selbst, zu profanen Zwecken, Eier und Käse an klaren Bächen ausbreiten kann.

Hier oben hat Caesar, er sagt es selber, nach dem endgültigen Sieg über die Gallier bei Alesia den Winter 52/51 v. Chr. zugebracht. Und hier oben hat er, so meint die Forschung, damals seinen «Gallischen Krieg» niedergeschrieben. Wenn man den Mont-Beuvray bei Schneetreiben besteigt (und das kann einem noch im tiefen Frühling geschehen), mag man sich vorstellen, wie Caesar da oben in das winterliche Schneetreiben hinausstartete und sich den ersten Satz überlegte – und dann losschrieb: «*Gallia est omnis divisa in partes tres ...*».

Der Zentralort der Haeduer, dieses Bibracte, wurde bald, schon unter Augustus, vom Mont-Beuvray herunterverlegt in die Ebene: ein typisch römischer Vorgang, wichtige Plätze nach der Eroberung aus ihrer Höhenlage herunterzuholen, in Gestalt und Recht einer römischen Stadt zu fassen und sie an das römische Verkehrsnetz anzuschließen. Hier ist es *Augustodunum*, Autun, das Bibracte absichtsvoll ablöste und beerbte: eine regelmäßig angelegte Stadt mit 6 km (!) langer Stadtmauer, mehr als 50 Türmen und ansehnlichen Stadttoren, von denen zwei heute noch erhalten sind, Porte St-André und Porte d'Arroux (die mit ihrer Fassaden-Gliederung, nämlich kannelierten

Pilastern zwischen Rundbögen, dann im 12. Jahrhundert die Wandgliederung in der Apsis der Kathedrale St-Lazare beeinflussen werden); mit ungewöhnlich großem Theater, Waffenfabriken, zahlreichen Kaiserbesuchen. Und darüberhinaus einer berühmten Rhetorenschule, die um 300 noch eine Spätblüte erlebt: von den überlieferten Panegyriken (öffentlichen Festreden auf den Kaiser) ist fast die Hälfte von Professoren aus Autun verfaßt worden.

Als Beispiel diene der Auftritt eines Rhetors vor Kaiser Konstantin in Trier im Jahre 312, der dem Kaiser für einen Autun gewährten Steuernachlaß dankt und dabei – fern von bloß anhimmelndem, eben panegyrischem Gerede – in der begründenden Schilderung der Zustände sehr konkret wird, konkret auch in der Schilderung der heruntergekommenen Agrarlandschaft.

Daß am Anfang der Rede ein Bekenntnis zu Rom steht, sollte man nicht als rhetorische Pflichtübung abtun: in der zunehmenden Krise des Reiches ist es *empfundene* Rom-Bindung, an die man sich verzweifelt klammert, auch wenn sich Rom immer mehr zur Rom-Idee verflüchtigt (so wie, je schlimmer es wird, Münz-Umschriften die *aeternitas*, die *felicitas* Roms beschwören – und diese zuversichtlichen Münzen sind dann oft letzter Sold, den man in den Brandschichten erstürmter Grenzkastelle findet!). Zwar wird ein Trend zu gallischem Separatismus angedeutet, wie ihn die Notwendigkeit der Selbsthilfe rechtfertigte. Aber noch wird er verworfen.

Dann schildert der Redner in bewegten Worten den Niedergang dieser einst so bedeutenden Stadt: auf dem Papier habe sie zwar noch die angegebene besteuerbare Einwohnerzahl und die Besitzgrößen – aber die Bearbeitung sei unrentabel und alles sinnlos, und so könne man es den Leuten nicht verdenken, daß sie alles hinwürfen, weil die hineingesteckte Arbeit nicht wieder herauskäme. Diese Rhetoren, gleich beredt vor letzten heidnischen und ersten christlichen Kaisern, mögen bei solchen Schilderungen oft kräftig aufgetragen haben. Aber wenn der Kaiser, selbst ständig in Geldnot, auf Steuern verzichtete, muß es hier tatsächlich schlimm ausgesehen haben.

Auch in der Stadt selbst. Wir erleben in Autun, das noch im 4. Jahrhundert alemannischen Belagerungen standhielt, was unter dem Druck der Welle um Welle andringenden Germanen auch in

anderen bedeutenden Städten Galliens zu beobachten ist: die Schrumpfung der Städte und die Einrichtung fester Rückzugsplätze – Zitadellen oder *réduits* – im Innern der zu weit gewordenen Stadtmauern.

Denn eine 6 km lange Stadtmauer war von der dezimierten Bevölkerung nicht mehr zu verteidigen. Die Menschen zogen sich zum Teil, auf Dauer oder bei Gefahr, in solche Stadtfestungen zurück, die, meist in Randlage, gegen eine Innenseite der Stadtmauer lagen, gern um die Kathedrale (die ja meist nicht im Zentrum der römischen Stadt lag, wo frühe christliche Kirchen anfangs noch nichts zu suchen hatten). Dort verrammelte man sich mit allem, was zur Hand war: mit dem Material demontierter Bauten, mit den Grabsteinen ganzer abgeräumter Gräberstraßen (Prosper Mérimée, neben seiner Schriftstellerei auch Inspecteur des monuments historiques de France, hat aus solchen spätantiken Notmauern ganze Musées gallo-romaines herausgeholt). Dabei zog man diese – oft hastig errichtete – Binnenmauer, arbeit- und materialsparend, womöglich von einem Bauwerk zum anderen, mauerte Fenster und Arkaden zu, und schloß so die Zitadelle zusammen. Was man allein aus einem Amphitheater an Festungs- und Wohnquartier herausholen konnte, zeigen mehrere gallo-römische Städte (Die Ummauerung der *Marktstadt* in Autun, isoliert in der Mitte der Stadtfläche, ist erst hochmittelalterlich). Solche Rückzugsplätze im heutigen Stadtplan oder Stadtbild an ihrer Siedlungsdichte und Gestalt zu erkennen, ist bei mehreren dieser Städte möglich und im Übrigen eine schöne Einübung in geschauter Stadtentwicklung.

In Autun lag diese Zitadelle hoch in der Südspitze des römischen Mauerrings und bildete mit ihren gut 10 ha nur noch etwa 6% der ursprünglichen Stadtfläche! Aus der weiten *civitas* scheidet sich so ein internes *castrum* aus, im Mittelalter hier denn auch *château* genannt. Die – wohl im späten 4. Jahrhundert errichtete – Binnenmauer, auf der Linie des heutigen Musée Rolin, schloß die Zitadelle gegen den nun halbverlassenen Stadtbereich ab, der allmählich zu römisch ummauerter Landschaft wurde.

In dieser Rückzugs-Stadt, diesem internen *castrum*, sitzt natürlich auch die Herrschaft. Und das ist jetzt meist der Bischof. Schon seit Kaiser Konstantin sind ihm staatliche Funktionen übertragen, weitere wachsen ihm *de facto* zu, denn im allgemeinen Chaos des sterbenden

Reiches und des Germanensturms ist die Kirche der einzig intakte Rahmen öffentlicher Organisation. Wer sollte die Stadt vor dem Kaiser vertreten wenn nicht der Bischof? Wer mit dem Feind vor der Stadt verhandeln, wer die Getreideversorgung garantieren? Der Bischof hatte die Autorität und, durch den wachsenden Kirchenbesitz, auch die Mittel. Und so wächst er am Ende in die Rolle des Stadtherrn (eine Rolle, gegen die die Städte erst im 11. Jahrhundert rebellieren werden). Das aber macht das Bischofsamt attraktiv für Männer mit politischem Sinn, ja für die alten Führungsschichten überhaupt: für die romanischen Familien aus senatorischem Adel, die dann – innerhalb der germanischen Reiche! – bis ins 7. Jahrhundert noch ganze Bischofsdynastien stellen werden. Darunter höchst eigenwillige, kräftige Gestalten, die, aus Veranlagung oder aus Einsicht, in diesen schwierigen Zeiten ihr Amt nicht allein als Seelsorge verstanden.

Denn mit dem 5. Jahrhundert waren die nach Gallien eindringenden Germanen nicht mehr abzuwehren: sie begannen, sich auf dem Territorium des Römischen Reiches einzurichten. Hier sind es die Burgunder. Sie waren, nachdem die Alemannen den römischen Limes durchbrochen und sich gegen Süden gewendet hatten, von Osten nachgerückt und hatten sich, um 400, auf dem römischen Ufer des Mittelrheins um Worms niedergelassen, wurden dort aber schon 436 von den nachrückenden Hunnen vernichtend geschlagen. Daß diese Vernichtung eines ersten, kurzlebigen Germanenreiches am Rhein der historische Kern der Nibelungensage ist, ist unbestritten (bemerkenswert die ganz unterschiedliche Motivation Kriemhilds im Atlilied der Edda und dann im Nibelungenlied: mal rächt sie ihre burgundischen Brüder am Hunnenkönig Attila/Etzel, mal Siegfried an ihren Brüdern!). Die überlebenden Burgunder wurden, wiederum als *foederati*, als Verbündete also, vom römischen Feldherrn Aetius, der sie nun gegen die Hunnen brauchte, 443 um Genf angesiedelt, mit Zuweisung von (wie bei der *foederati*-Formel üblich) mindestens einem Drittel des Ackerlandes auf Kosten der eingesessenen romanischen Bevölkerung. Dieses Burgunderreich, das ausdrücklich Bezug nahm auf das Königsgeschlecht der Nibelungensage, wird sich die Rhone abwärts bis Lyon ausdehnen, im Einvernehmen mit der gallo-römi-

schen Oberschicht, die den auf Ausgleich bedachten Burgundern den Vorzug vor anderen Germanen gab.

So hatte man nun mit diesen Germanen zusammenzuleben. Davon ist viel die Rede in den Briefen des Sidonius Apollinaris. Angehöriger der alten gallo-römischen Senatsaristokratie aus Lyon, brachte er es zum Präfekten von Rom und wurde endlich, 470, zum Bischof von Clermont gewählt: wieder so eine spätantike Bischofskarriere, die erst ganz oben vom Weltlichen ins Geistliche hinüberwechselt. Er beschreibt, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, das Leben eingeklemmt zwischen Feinden und ungebetenen Protektoren:

«den Burgundern suspekt, sind wir die nächsten Nachbarn der Goten, und wir kriegen den Zorn der *gegen* uns kämpfenden [Westgoten] ebenso zu spüren wie die Eifersucht der *für* uns kämpfenden [Burgunder]».

Germanen hier, Germanen da, die man alle zum Teufel wünscht – aber vielleicht doch die einen mehr als die andern. Und tatsächlich nennt Sidonius die Burgunder die *clementiores Barbari*, die netteren (zugänglicheren, anpassungswilligeren, oder wie man das übersetzen will). Das ist aus gebildetem römischen Mund schon viel. Denn in diesen Briefen machen sich letzte Römer letzte Komplimente auf ihren Schreib- und Lebensstil («obwohl Du Moselwasser trinken muß, kommt Dir Tiberwasser aus dem Munde», *potor Mosellae Tiberim ructas*), mit verächtlichem Blick auf die Barbaren, auch die *clementiores*:

«Ich bin Tischgenosse des langhaarigen Volkes / hab germanische Worte auszuhalten / muß mit ernstem Gesicht immer wieder loben / was der burgundische Vielfraß (*Burgundio esculentus*) vorsingt / der sich das Haar mit ranziger Butter einschmiert ... / Glücklich Deine Augen und Deine Ohren / glücklich preisen darf ich auch Deine Nase / Dir rülpsen nicht frühmorgens schon von 10 Gerichten / Wolken von Knoblauch und dreckigen Zwiebeln entgegen».

Was hier als Gruppenbild grimmig porträtiert wird, sind die Söhne und Enkel der in der Nibelungenschlacht gegen die Hunnen gefallenen Burgunder, wie sie da, riesig und ungeschlachtet und langhaarig, an den Tischen sitzen, Unmengen in sich hineinstopfen und dabei ihre

Lieder, ihre Nibelungenlieder singen. Sie werden, zahlenmäßig geringer und integrationswilliger als andere Stämme, auch staatsrechtlich sich ganz ins römische Reich einfügen und bald in ihrer romanischen Umwelt aufgehen. Aber ihr Name wird bleiben.

Ziehen wir auf unserem Weg durch Burgund und seine Geschichte weiter. Autun war ein Straßenstern erster Ordnung. Hier stand ein – in Fragmenten aufgefundener – Straßenanzeiger, der, anders als ein gewöhnlicher Meilenstein, mehrere Fernrouten angab, darunter sogar den Weg nach Rom (CIL XIII 2681). Wir nehmen die angezeigte Straße nach *Autessiodurum/Auxerre*.

Von dieser römischen Straße haben sich im Gelände gut erkennbare Teilstrecken erhalten. Südlich von Auxerre, im schönen Tal der Cure, nehme man die kleine Straße nach Südwesten; sie führt nach knapp 2 km auf die römische Trasse, die hier (auch auf Google Earth gut zu sehen) schnurgerade nach Nordwesten zieht und der man durch Feld und Wald in Richtung Auxerre folgen kann. Etwas weiter, beim kleinen Prégilbert, hat man auch einen ihrer römischen Meilensteine gefunden, Meile 72 ab Autun (CIL XIII 9023). Diese Straße nennt bereits jener Redner, der im Jahre 312 vor Kaiser Konstantin die zunehmende Verwahrlosung der Agrarlandschaft schilderte: *ab eo flexu*, «nach der Kurve», wo die Straße Richtung auf die *Belgica* nehme (da eine römische Straße in der Regel aus geraden Teilstücken zusammengesetzt ist, übersetze man *flexus* vielleicht besser mit «Knick» als mit «Kurve»), sehe man das ganze Land wüst und unbearbeitet. Da diese Straße auch in nachrömischer Zeit viel begangen war und historische Quellen uns hier Vorüberziehende bei Namen nennen, können wir, uns an die Straße stellend, einmal zusehen, wer da des Weges kommt; können auf dieser Straße den Weg von der Antike ins Mittelalter nehmen:

Im Jahre 356, an einem Juni-Tag, kommt, noch als Feldherr in Abwehr eingedrungener Germanen, der spätere – und letzte heidnische – Kaiser Julianus Apostata mit seinen Panzerreitern hastig von Autun nach Auxerre geritten. Im Jahre 448 wird hier die Leiche des Germanus von Auxerre – eines der großen, tief in die Politik eingreifenden spätantiken Bischöfe – von Ravenna heim nach Auxerre überführt. Ein weiteres Datum auf dieser Straße: 610, von Süden naht ein

Mann, der durch seine Missionierung zwischen Irland und dem Bodensee Großes bewirkt hat: Columban. Unser Straßenstück ist dabei wünschenswert eindeutig beschrieben: Columban geht von Autun nach Avallon, *deinde ad Coram fluvium properans* (Vita Columbani, cap. 20). Das ist die Cure, die römische Straße schneidet das Flößchen bei St-Moré gleich südlich von Arcy. Dann kommt der Wanderer den steilen Talhang hinauf und zieht nach Auxerre weiter. Im Jahre 629 ist es Dagobert, der letzte bedeutende Merowinger als König des Frankenreichs, der auf dem Weg nach Paris die Straße von Autun nach Auxerre nimmt. Und weitere historische Personen, die nachweislich diese Straßenstrecke gingen.

Inzwischen war das Burgunderreich, 532/34 von den Franken erobert, Teil eines Reiches geworden, das sich nicht mehr so mit römischen Traditionen und Reminiszenzen behängte wie Burgunder und Goten, und das seine eigenen, neuen Wege ging: Burgund fortan im Frankenreich «aufgehoben» in des Wortes doppelter Bedeutung, getilgt und verwahrt. Die Reichsteilungen merowingischer Zeit machten Burgund mal zum Teilreich, mal zum Reichsteil, indem sie es mal mit Neustrien um Paris, mal mit dem von starker germanischer Adelsopposition geprägten Austrien um Reims, dann Metz verbanden, mal wieder an das Gesamtreich fallen ließen. Die daraus entstehenden Spannungen, dazu die düstere Atmosphäre dauernder Rivalität unter den Teilherrschern (und ihren Frauen) mit Episoden grenzenlosen Hasses, werden mit dem Herrschaftsantritt der Karolinger nachlassen.

Unsere Darstellung will nicht die Geschichte Burgunds in ihre kleinteiligen Abläufe, Aufgliederungen, Herrschaftsbildungen verfolgen, sondern historische Landschaft als solche mit den Augen begreifen und anschaulich machen. Darum hier nur die großen Linien, die Bewegungsrichtungen der Geschichte Burgunds:

Die Auflösung des karolingischen Großreichs entläßt Burgund, wie andere Regionen, in eine neue Eigenentwicklung. Das Fehlen einer schützenden Zentralgewalt fördert regionale Herrschaftsbildung durch Adelsfamilien, die im karolingischen Reichsdienst hochgekommen waren, darunter kraftvolle Gestalten, die aus der dramatischen Geschichte ihrer Zeit gleich ins Epos hineinragen, in die *Chansons de geste* wie der mächtige Gerhard Graf von Vienne, Gründer des Klo-

sters Vézelay: im Heldenlied wird er zum *Girart de Roussillon*, zum *Girart de Vienne* mit tagelangen Zweikämpfen, Sarazenen Schlachten, begehrten Kaisertöchtern usw. Sein Nachfolger Graf Boso von Vienne macht sich 879 zum König eines Reiches Niederburgund (von Lyon zum Mittelmeer), der Welfe Rudolf I. 888 zum König von Hochburgund (zwischen Saône und Aare, Basel und Aosta): zwei der vielen Zerfallsprodukte des karolingischen Gesamtreiches, die dann ihrerseits in Nachfolgestaaten zerfallen werden (Provence, Dauphiné, Savoyen). Nieder- und Hochburgund werden von Konrad II. 1033 an das Reich gezogen, fortan in Personalunion Dreieinheit der Königreiche Deutschland-Italien-Burgund (oder Arelat) unter dem Dach des Kaisertums.

Zugleich entsteht, nordwestlich anschließend, im Rahmen des Königreichs Frankreich unter den seit 987 regierenden, allmählich erstarkenden Kapetingern das *Herzogtum Burgund*: eine Region, die auch in den großen Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts zwischen West- und Ostfranken (Verdun, Mersen, Ribemont) nie zum aufteilbaren Zwischenreich («Lotharingen»), sondern stets zum westfränkischen Reich gerechnet wurde. Anders als das ostfränkische Königtum beginnt das westfränkische Königtum schwach und endet stark. Das Herzogtum Burgund wird zu einem der großen, «konsolidierten» Fürstentümer in dem Sinne, daß es den Fürsten gelingt, in ihrem Bereich den feudalen Auflösungsprozeß samt all den *vicomtes* und *châtelains* niederzuhalten – womit sie dem Königtum gewissermaßen vorarbeiteten, als dieses dann im 12./13. Jahrhundert daranging, diese Fürstentümer durch Konfiskation, Erbschaft, Eroberung für die Krone einzusammeln.

Und tatsächlich wird dieses Herzogtum Burgund zu einem der Kernstücke des Königreiches, wird etwa das kleine Vézelay eine unerhörte Anziehungskraft entwickeln, ja zum regelmäßigen Ausgangspunkt großer königlicher Unternehmen werden. Ein von ferne unscheinbarer Ort auf grüner Anhöhe über der Cure kurz bevor unsere Römerstraße über den Fluß geht, ist Vézelay ein anziehendes Ensemble von Architektur und Lage auf seiner vielbesungenen *colline*, mußte damals den Besuchern aber anderes bieten als heute: bot die Reliquien von Lazarus, seiner Schwestern Maria und Martha, dazu Maria Magdalena und Maria Mutter des Jacobus, also von Menschen,

die Jesus besonders nahegestanden hatten, sie alle einst in der Provence aus demselben Schiff an Land gegangen. Ein solcher Schatz läßt Kloster und Siedlung wachsen, Vézelay wird zum Pilgerort, zur wichtigen Station auf dem Jakobsweg nach Compostela, ja zum Ort, an dem Könige Großes beginnen. Hier ruft, im Beisein des französischen Königs, 1146 Bernhard von Clairvaux zum Zweiten Kreuzzug auf, vor Tausenden von Menschen, die da den nördlichen Hang herunter standen. Hier treffen sich der englische und der französische König, Richard Löwenherz und Philippe Auguste, um von hier aus gemeinsam in den Dritten Kreuzzug zu ziehen. Von hier aus bricht König Ludwig der Heilige 1248 und 1270 zu seinen beiden Kreuzzügen auf, den letzten Kreuzzügen überhaupt. Doch dann verbreitet sich im späten 13. Jahrhundert die Nachricht, man habe in der Provence, in Saint-Maximin, die *echten* Gebeine der Maria Magdalena gefunden. Die Folgen waren verheerend, alle Gegenwehr umsonst. Pilger und Könige blieben aus, und Vézelay sank zurück in den Halbschlaf einer burgundischen Kleinstadt.

Unter den vielen Burgunds ist es dieses französische Herzogtum, das unserer historischen Landschaft Burgund den politischen Rahmen gibt. Aber es ist nicht als politisches Machtzentrum, daß Burgund nun ins Blickfeld der damaligen Welt tritt. Sondern weil von hier geistige Bewegungen ausgingen, die diese Welt verändern werden: Ordensreform, Kirchenreform, Freiheit der Kirche von weltlichem Zugriff. Man sollte nicht glauben, daß sanfte Wiesentäler der Boden sind, aus dem so etwas wächst, und das läßt uns die Landschaft anders sehen.

Während die frühesten Klöster in Burgund meist königliche und bischöfliche Stiftungen waren, folgt im frühen Mittelalter eine Welle von Adels-Stiftungen: Adelige gründen auf Privatgrund Klöster und Kirchen und statten sie mit Besitz aus, beanspruchen dann aber auch die Verfügungsgewalt über diese «Eigenkirchen» (Ernennung des Geistlichen, Nutzung der Einkünfte). Und das hatte natürlich seine fatalen Seiten, wenn hier adelige Familien nicht nur stiftend gaben, sondern zugleich auch nutzend nahmen.

Diese Abhängigkeit wurde zunehmend als problematisch empfunden. Und so wird die Trennung, die Abschichtung dieser – in Ge-

mengelage liegenden – geistlichen und weltlichen Bereiche voneinander zum Kernprogramm der großen Kirchenreformbewegung, wie sie vor allem das 11. Jahrhundert beherrscht. Jetzt wird nicht mehr hingegenommen, daß Laien, und seien sie noch so fromm und stifterfreudig, derart in die Kirche eingreifen können, indem sie als Eigenkirchenherrn den Priester bestellen (hoffentlich ist es nicht einfach ein Höriger von ihnen, der gar nicht lesen und schreiben, höchstens ein bißchen singen kann); indem sie als Stifter den Abt ernennen oder gar selbst als Laien-Abt fungieren, als König den neuen Bischof bestimmen, als Kaiser die Papstwahl im Griff haben. All das wird jetzt als skandalös empfunden, als «Simonie» (nach jenem Simon Magus in Apg. 8, 18–21, der geistliche Gaben käuflich erwerben wollte). Ein geschärftes Empfinden verlangt jetzt nach *libertas*, nach «Freiheit» der Kirche von den Gewalten der Welt – und gerät damit in die Grundströmung einer Zeit, in der seit der Mitte des 11. Jahrhunderts sich alles zu regen beginnt: die Stadtgemeinde regt sich gegen die Stadtherrn, Ketzer gegen die Kirche, die Kirche gegen Adel und Kaiser, kurz: neue geistige, politische, wirtschaftliche, soziale Kräfte treiben einander voran.

Im übrigen konnte es durchaus sein, daß diese Eigenkirchenherrn sehr ernst gesonnene Menschen waren und sich die Reformidee selbst zu eigen machten; ja daß dann ein Kaiser wie der mächtige Heinrich III. sich an die Spitze der Reformbewegung setzen konnte und die Papstkirche zu läutern versuchte, indem er sie aus den Händen stadtrömischer Adels-Clans befreite, in denen das Papsttum zeitweilig herumgereicht wurde. Nur so konnte sie wieder zur Universalkirche werden und moralische Autorität gewinnen.

Doch steht diese große Kirchenreformidee nicht am Anfang, ist gewissermaßen die revolutionäre Weiterentwicklung. Es beginnt vielmehr mit dem Näherliegenden: mit der Selbstreform vor allem im klösterlichen Bereich, wo die Mißstände besonders augenfällig waren. Also mit Reform im wörtlichen Sinn: zu re-formieren was de-formiert war. Und an dieser frühen Phase der Reformbewegung hatte Burgund großen Anteil.

Und deformiert war vieles in den Verwilderungen der spät- und nachkarolingischen Zeit, man brauchte die Zustände nur mit der

Benedikts-Regel zu vergleichen, um zur Einsicht zu kommen, daß regelhaftes Leben wieder eingeschränkt werden mußte. Und so beginnt in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, ausgehend von mehreren Reformklöstern (wie Gorze bei Metz und St. Maximin in Trier, die aber mehr nach Osten, ins Reich hinein wirkten), eine benediktinische Erneuerung, deren begrenzte Ziele noch nicht die revolutionären Züge der Kirchenreform des folgenden Jahrhunderts entwickelten. Für diese Phase steht – wie kein anderes, und mit welthistorischer Wirkung – das burgundische Reformkloster Cluny. Wir begeben uns auf der bekannten römischen Straße dorthin, indem wir sie nun in die Gegenrichtung nehmen, nach Südwesten: sie führt von Autun nach Chalon-sur-Saône und dann die Saône abwärts. Dort, nordwestlich von Mâcon, liegt zwischen sanften Hügeln, Wiesen und Weinbergen Cluny.

Ge gründet wurde Cluny 909/910 durch Herzog Wilhelm von Aquitanien, der damals auch über das Mâconnais und Lyonnais herrschte. Wilhelm verzichtete sofort auf alle Rechte aus seiner Rolle als Stifter, entließ das neugegründete Kloster aus seinem Eigentum und übereignete es, damit es nicht unter eine andere weltliche oder geistliche Herrschaft gerate, gleich direkt dem Hl. Petrus zuhanden des Papstes in Rom. Das ist die Formel der *libertas romana* – Freiheit nicht von Rom, sondern durch Rom –, und sie wird zunehmend Bedeutung haben. Denn wenn erst einmal ein kräftiger Reformpapst all diese von Stiftern dem Hl. Petrus hinaufgereichten Seil-Enden in die Hand nimmt, dann wird er Großes damit machen können, ja mehr (und anderes), als sich die Reformer zunächst gedacht hatten.

Was in Cluny jetzt in rascher Folge unter bedeutenden Äbten entsteht, war auch so schon beispiellos. Da nämlich Cluny die ihm zur Reform anvertrauten Klöster nicht nur reformierte, sondern sich zugleich auch unterstellte, entstand ein Klosterverband, der bald ganz Frankreich und einen Teil der Christenheit überzog mit schließlich an die 1000 Klöstern. Ein monastisches Imperium geradezu, mit einem Groß-Abt an der Spitze mächtig wie ein König (so fanden – und kritisierten – schon die Zeitgenossen); ein zentralistisches Regime, das die abhängigen Klöster in straffer Regie hielt.

Zwar ist es nicht so, daß die cluniazensische Reformbewegung

dann unmittelbar in die radikale päpstliche Kirchenreformbewegung des 11. Jahrhunderts hinübergeführt hätte, die den Begriff der ‹Simonie› verschärfte und nun jeden weltlichen Eingriff (wie die Einflußnahme des Königs auf die Wahl des Bischofs und seine ‹Investitur›, die Einweisung in sein Amt) zur ‹Simonie› erklärte. Aber die Einflüsse, die von Cluny in vielen Bereichen ausgingen, sind bemerkenswert: so in der Gottesfriedensbewegung, die – zunächst von den Bischöfen ausgehend – dem Waffenadel ein religiös fundiertes Standes-Ethos geben und die privaten Adelsfehden eindämmen wollte, indem sie die Waffenruhe zugunsten der Waffenlosen, die *treuga Dei*, notfalls mit Gewalt, durch «Friedenskrieg» erzwang (also wieder Selbsthilfe in Zeiten schwacher öffentlicher Gewalt). Oder Clunys Rolle in der Kreuzzugsbewegung, in der Organisation des Pilgerwesens.

Also ein mächtiger, um Cluny gruppierter Klostersverband emporgetragen durch die Dynamik der die ganze damalige Zeit erfassenden Reformidee; mit Groß-Äbten, die mit Kaisern und Päpsten wie mit ihresgleichen verkehrten (Odilo 994–1048, oder Petrus Venerabilis 1022–1054); herrscherliche Persönlichkeiten von internationalem Rang, zu den Königskrönungen (auch den deutschen) eingeladen, residierend in einem imposanten Gebäudekomplex, der vielen mehr königlich als klösterlich vorkam. Die Abteikirche, deren Ausbauphasen zwischen ca. 950 und 1130 von dem Ausgräber, dem amerikanischen Architekten Kenneth Conant, in Cluny I, II, III unterschieden werden, erreichte unvergleichliche Dimensionen, größere sogar als das damalige St. Peter in Rom. Ein wahres architektonisches Gebirge, das von der französischen Revolution abgetragen wurde.

Auf einer Wiese in Burgund die größte Kirche der Christenheit! Dazu die ausgedehnte Klosteranlage, mit viel Raum für hohe Gäste (Papst und Kaiser könnten samt ihrem Gefolge hier ohne weiteres gleichzeitig beherbergt werden, bemerkte Salimbene von Parma 1248 erstaunt bei seinem Besuch). Aber mit vergleichsweise wenig Wirtschaftsgebäuden, denn das Leben der Mönche war ganz von Gebet und Gottesdienst bestimmt mit feierlicher Ausgestaltung der Liturgie, die für Cluny kennzeichnender sein wird als Feldarbeit, Studium, Askese. Was war denn daran schließlich noch Reformkloster? Schon die neuen Orden haben damals den Kopf geschüttelt über so viel

Weltzugewandtheit und Gigantismus. Das Geld war da, denn Cluny hatte das Schicksal aller Reformer: jede Reformidee, wenn sie sich erst einmal durchgesetzt hat und in Mode gekommen ist, kann sich vor Schenkungen bald nicht mehr retten. Das wird sogar den Bettelorden so gehen.

Daß Cluny dann rasch zur Bedeutungslosigkeit absank, hatte seinen Grund vor allem darin, daß sich die Welt ringsum (nicht zuletzt durch Cluny) verändert hatte; daß sie Cluny nicht mehr brauchte, auf Cluny nicht mehr reagierte, sondern auf neue Formen von Geistigkeit antwortete, wie sie neue Orden verkörperten: die Zisterzienser. Auch mit dem Cîteaux der Zisterzienser bleiben wir in Burgund. Dieses Burgund, das sich nicht hatte messen können mit dem Neustrien der merowingischen Zeit, nicht mit dem Austrien der karolingischen Zeit: nun trat es, vieles zugleich aus sich herausschleudernd, mit Cluny und Cîteaux in den Blick der Welt.

Auf dem Weg nach Cîteaux, das Saône-Tal flußaufwärts gehend, kann man beim Blick auf die Felder eine Bestandsaufnahme der näheren Güter Clunys zur Hand nehmen, um sich ein Bild von der mittelalterlichen Agrarlandschaft zu machen. Die Enquête von etwa 1155 inventarisiert nicht nur das Vorhandene, sondern notiert auch, wo mehr herausgeholt werden könnte («hier werden, auf jeder Seite der Saône, 26 Maß Roggen gesät; man könnte aber auch 100 säen»). Deutlich wird die Vielfalt der Bebauung: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer. Interessanterweise läßt sich auch der Ernteertrag einigermaßen berechnen. Die Erträge sind das damals Übliche, nämlich erschreckend gering: 1 Korn eingesät ergibt $2\frac{1}{2}$ Körner geerntet, manchmal auch etwas mehr: 1 Korn rein, $3\frac{1}{3}$ Körner raus ist das Höchste bei Weizen, 5 Körner geerntet ist das Höchste bei Roggen.

In jedem Fall sind das erschreckend niedrige Erträge, die drastisch vor Augen führen, wie abhängig diese Menschen vom Ergebnis der Ernte waren. Wenn in einem schlechten Jahr statt 1 : 3 nur 1 : 2 herauskam, dann war das praktisch schon eine Halbierung des Nahrungsspielraums, denn 1 Korn mußte man ja für die nächste Aussaat zurückbehalten. Wenn man auch das noch aufaß, gab es keine Hoffnung mehr (der Cluniazensermönch Raoul Glaber beschreibt in seinen originellen, sehr persönlichen *Historiae* eine solche Hungersnot, die zu

Kannibalismus führte: wie da auf dem Markt im nahen Tournus gekochtes Menschenfleisch angeboten wurde). Bei den heutigen Erträgen ist 1 Korn weniger zwar nicht schön, aber keine Katastrophe. Bevor der Ertrag damals nicht gesteigert wurde, konnte sich demographisch nichts ändern, wäre die dann einsetzende Bevölkerungsvermehrung bis 1300 nicht möglich gewesen.

Schien es bisher – und gerade mit Cluny – noch so, als sei der Benediktinerorden die unübertreffbare Form mönchischen Zusammenlebens, so trat das Abendland mit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in eine unruhige, fruchtbare Phase ein, die in geistiger, sozialer, wirtschaftlicher Hinsicht vieles aufrührte und, auf offensichtlich neue Bedürfnisse antwortend, neue Orden entstehen ließ. Zwischen 1075 und 1125 bildeten sich neue Formen religiösen Zusammenlebens von erstaunlicher Vielfalt: man konnte bescheiden und dienstbar nah an der Welt leben wie die Augustiner-Chorherrn, konnte nun als Eremit und doch im Kloster leben wie die strengen Kartäuser; konnte Ritter und Mönch zugleich sein (eine unwiderstehliche Formel für viele junge Männer!) und in einen Ritterorden eintreten, kurz: ein neues breites Angebot für Menschen, denen die Benediktiner wie routinierte, selbstgefällige Pensionäre vorkamen.

Man konnte aber auch die Benediktsregel beim Worte nehmen, über dem *ora* das *labora* nicht vergessen, strikte Armut und Weltabgeschiedenheit bekennen, benediktinischen Bauluxus und benediktinische Kompromisse ablegen – und sich selbst zu den einzig richtigen Benediktinern erklären, zu den einzig glaubwürdigen Nachfolgern Benedikts. Und das waren die Zisterzienser. Die «weißen Mönche» verkörperten die geistigen und religiösen Bedürfnisse einer neuen Zeit auf besondere, geradezu aggressive Weise, selbstbewußt (arrogant, fanden die anderen), voll innerer, geradezu soldatischer Disziplin (nicht zufällig übernehmen Ritterorden die Zisterzienserregel), entwickelten sie eine Dynamik, daß sie selbst in den entlegensten Gegenden, in die sie mit ihren Klöstern vordrangen, die Umwelt prägten.

Unter den neuen Orden waren die Zisterzienser wenn nicht die interessantesten, so jedenfalls die erfolgreichsten. Im Jahre 1098 im burgundischen Cîteaux gegründet, breitete sich der Orden explosiv

aus: innerhalb der ersten 50 Jahre 300 Klöster, bis 1200 schon 500, mit Eugen III. wird bereits 1145 ein Zisterzienser Papst! Da wird man sich fragen dürfen, aus welcher Substanz der Treibsatz gemacht war für einen derart rasanten Start.

Daß in diesem Fall eine Persönlichkeit von Rang entscheidend dazu beitrug, ist unbestritten. Nicht der Gründer Robert de Molesme, der mit Gleichgesinnten tief in einem burgundischen Wald einen einsamen Konvent anlegte (von dem heute nichts Ansehnliches geblieben ist). Sondern ein junger Mann, der an einem Frühlingstag des Jahres 1112 in den Konvent da auf der Waldlichtung von Cîteaux eintrat und gleich 30 Adelige mitbrachte: Bernhard von Clairvaux. Geboren auf der kleinen Burg seines Vaters bei Dijon, kam er aus einer dieser vielen weitversippten burgundischen Adelsfamilien, die dann auch die soziale Welt des Ordens sein wird. Der Vater ein gewöhnlicher burgundischer Ritter mit der üblichen Unmenge Söhne, die dann entweder zuhause den Gottesfrieden stören, auf den Kreuzzügen umkommen oder eben die Zisterzienserklöster füllen werden.

Wortgewaltig wie er war, schaffte es der junge Bernhard, seine sechs Geschwister einen nach dem anderen in den Orden zu ziehen. Das war nicht so einfach, denn da mußten gestandene Ritter überzeugt, glückliche Ehen getrennt, naher Tod angedroht werden. Wenn ihm das sogar bei den eigenen Geschwistern gelang, dann glaubt man gern, daß – wie berichtet wird – Frauen ihre Männer und Mütter ihre Söhne lieber fernhielten, wenn Bernhard zu Menschen sprach. Denn natürlich setzte er seinen Fischzug außerhalb der Verwandtschaft fort. Als ein Vetter in Cluny eintritt statt bei den Zisterziensern, macht er daraus einen Riesenskandal.

Uns interessiert an all dem weniger die heilige Überzeugungskraft als die soziale Materie, an der sie sich abarbeiten mußte: das Geflecht gewöhnlicher burgundischer Ritterfamilien mit ihren verwandtschaftlichen und standesgemäßen Solidaritäten, in die uns das Wirken Bernhards Einblick nehmen läßt – eine Adelswelt, die jetzt durch neue Herrschaftsbildungen, Kreuzzüge, geistliche Berufungen durcheinander gewirbelt wurde. Und so sei hier zur Darstellung der ritterlichen Welt übergegangen, der wir auf dem Weg durch das hochmittelalterliche Burgund begegnet wären.

Denn Bernhard von Clairvaux und seine Zisterzienser werden bald den Rahmen Burgunds sprengen und aus unserm Blickfeld treten. 25jährig schon Abt des frühen Tochterklosters Clairvaux, wird er mit wachsender Autorität in die Geschicke der Welt eingreifen: die strittige Papstwahl von 1130 entscheiden (bald geschah denn auch in Rom nichts gegen seinen Willen: «Es geht in Rom die Rede, nicht Ihr wäret Papst, sondern ich»; was andere nur gedacht hätten, sprach er aus); oder den jungen Ritterorden zum Durchbruch verhelfen; den deutschen König Konrad III. (der sich mit Händen und Füßen gegen die Zumutung eines Kreuzzugs wehrte) im Dom von Speyer so eindringlich anpredigen, daß der Staufer dem nicht gewachsen war. Die Ritter sprach er anders an: natürlich könne Gott mehr denn 12 Legionen Engel an die Kreuzzugsfront schicken. Aber er tue es absichtlich nicht, weil er Euch die Chance geben will, Euer Schuldner sein will. So erlaubt dürft Ihr Ritter Euch nie wieder schlagen, so billig kriegt Ihr das Seelenheil nie wieder! Dieser Zweite Kreuzzug, Bernhards Kreuzzug, wurde zur Katastrophe. Seinem Ansehen in der Nachwelt – als Kirchenpolitiker, Reformier, Theologe, ja «letzter Kirchenvater» – wird dieser eklatante Mißerfolg nichts anhaben, selbst Luther stellte Bernhard «über alle Mönche und Pfaffen» der Erde.

Die Disziplinierung, die eine Grundhaltung Bernhards und seines neuen Ordens war, erfaßte auch die Sinne, auch die Ästhetik, und wandte sich scharf gegen die bisherige Kirchenbaukunst, wie sie in Cluny ihre sichtbarsten Auswüchse erreicht hatte – und es ist äußerst interessant, hochromanische Baukunst mit den Augen dessen zu betrachten, dessen Orden dann zur Ausbildung der Gotik beigetragen hat.

In seiner *Apologia* (ca. 1124) donnert Bernhard zunächst gegen den Gigantismus, die maßlosen Dimensionen der Kirchen. Und dann die Ausstattung! Die Bischöfe versuchten wohl, das Volk «mit materiellem Glanz zur Andacht zu ermuntern, weil sie's mit Geistigem nicht schaffen» (solch harte Sprache gegen die Bischöfe durfte sich schon der junge Mann leisten!). «Je bunter die Heiligenfigur, als desto heiliger gilt sie» (*et eo creditur sanctior quo coloratio*). Die Kronleuchter die reinsten Wagenräder, die Kerzenständer die reinsten Bäume! «Da wird mit den Opfern der Bedürftigen den Augen der Reichen

gedient!» (solche Worte konnte man als Abt von Cluny natürlich nicht unwidersprochen lassen, und der große Petrus Venerabilis setzte sich dagegen vornehm zur Wehr). Und was soll diese lächerliche Kapitellplastik, diese Löwen, Affen, Kentauren: wie soll man da zur Andacht kommen? In diesem seinem Sinn haben denn auch die Generalkapitel der Zisterzienser weitere Anweisungen gegeben: keine Türme, keine Fassaden, keine Bauplastik, keine Fresken, keine Glasmalerei. Da wird gewissermaßen alles verdammt, was wir romanische Kunst nennen. Bei den Zisterziensern ist alles Ton in Ton.

Und doch konnte es unter dieser bewußten Abwehrhaltung künstlerisch und geistig sehr anspruchsvoll und elitär zugehen. Denn Geistigkeit und Begabung lassen sich nicht unterdrücken, sie brechen sich immer Bahn: wenn ihnen der traditionelle Auslauf versperrt ist, dann eben woanders! Wenn nicht in der Bauausstattung, dann eben im Stein und seiner sorgsam Bearbeitung; in der Klarheit der architektonischen Form und den sorgsam bedachten Proportionen; den steinernen Gewölben nun auch in kleinen alltäglichen Räumen; in der Saalarchitektur von Dormitorien (denn Zisterzienser schlafen ursprünglich nicht in Einzelzellen). Der Gestaltungsdrang wendet sich nun eben nach innen.

Dazu gehört auch die sinnvolle Zuordnung der Räumlichkeiten zueinander, wie sie an jedem Zisterzienserkloster zu beobachten ist: sie alle gebaut nach einem Idealschema, in dem man sich sogleich wiederfindet. Und doch ist Fontenay oder Pontigny burgundische Baukunst, Maulbronn deutsche, Fossanova italienische.

Um zuletzt das Bild der ritterlichen Gesellschaft, das für das hochmittelalterliche Burgund so kennzeichnend ist, zu ergänzen, begeben wir uns in eine weitere Landschaft, in das Mâconnais, ganz am südlichen Ende der römischen Straße auf ihrer burgundischen Strecke, und werfen auf dem Wege wieder einen Blick auf die Agrarlandschaft. Denn die Zisterzienser haben neue Formen der Bewirtschaftung entwickelt, die im Landschaftsbild auch wahrzunehmen waren. So wie sie keinen Wert darauf legten, bestehende Klöster zu reformieren, sondern immer neu, von einem Nullpunkt beginnen wollten, so legten sie auch weniger Wert auf die Schenkung von Altland und Einkünften, sondern waren auf Neuland aus, das sie – mit eigener Hand

und durch Laienbrüder, die Konversen – erst noch roden, entsumpfen, erschließen, den Ertrag erst noch selbst erarbeiten mußten. Und da sie ihre Klöster, wie die Regel das ausdrücklich vorsah, in die Wildnis, in abgeschiedene Waldtäler legten, hatten sie diese Randlagen (die obendrein auch leichteren Herzens und in größeren Flächen geschenkt wurden) noch gleich vor der Tür. Wald gab es genug in Burgund (das noch heute einen größeren Waldanteil hat als der französische Durchschnitt), Wald den man roden, nutzen, und in den man die Schweine treiben konnte: die relative Nähe Burgunds zum Konsumzentrum Paris machte den Absatz jeder Menge Vieh unproblematisch.

Sie, die die Welt hatten fliehen wollen, schufen Neuland, das besiedelt werden konnte; schufen Neuland für den wachsenden Nahrungsbedarf der (anfangs noch ungeahnten) Bevölkerungszunahme – und so erreichte die Welt die Zisterzienser bald in ihren Einsamkeiten, die immer weniger wurden. Wo sie dann Altland hinzubekommen konnten, taten sie es, zum Schrecken der Bauern, die gegen so ökonomisch organisiertes Wirtschaften mit unbezahltm Arbeitseinsatz der Laienbrüder (die dagegen erst im 13. Jahrhundert rebellieren werden) nicht ankamen. Wem die Ordensregel Fassaden, Skulpturen und kostbare Reliquienschreine verbietet, der kann die erwirtschafteten Gewinne, wenn sie in seiner Tasche spürbar Verwendungsdruck ausüben, nur re-investieren. Womit der Orden – gewiß unbeabsichtigt – zwar ökonomisch richtig handelte, sich aber vom eigenen Armuts-Ideal unvermeidlich entfernte.

Auch die Vermarktung ihrer Produkte nahmen die Zisterzienser in eigene Hand. Sie richteten in den Städten, also direkt beim Konsumenten, eigene Stadthöfe ein und auf dem Lande riesige Scheunen, «Grangien» als Zentren ihrer Gutsbetriebe. So war Clos-de-Vougeot eine der 10 Grangien des Klosters Cîteaux: heute bekannt als Grand Cru-Lage der Côte d'Or, der Wein aber schon im Mittelalter hoch geschätzt (Petrarca meinte bei seinem Aufenthalt in Avignon boshaft, die Päpste seien nur deshalb noch nicht nach Rom zurückgekehrt, weil ihnen dort der Wein von Beaune fehle, *se Belnense vinum in Italia non habere* – der burgundische Wein kam, wie die päpstliche Buchführung zeigte, dreimal so teuer wie der lokale Wein).



Abb. 1. Burgund ist eine historische Landschaft, die sich mehr über ihre Zentren als über ihre Grenzen definiert. Aus diesem Raum, in prekärer Mittellage zwischen romanischer und germanischer Welt, ist eine Fülle von Impulsen auf die europäische Geschichte ausgegangen. Man bewegt sich durch burgundische Landschaft auf antiken Straßenachsen zwischen kleinen Städten mit großen Namen wie Autun, Vézelay, Mâcon, und kleinteiligen feudalen Territorien. Hier das feste Brancion mit Burgsiedlung und romanischer Kirche auf dem langgestreckten Höhenzug des Mâconnais. Der Burgherr Josserrand Sire de Brancion, einer der sieben mächtigen *châtelains* des Mâconnais, fiel im Februar 1250 auf dem Kreuzzug König Ludwigs des Heiligen im Nil-Delta mit 12 seiner 20 Ritter. Für die Witwen ihrer Vasallen (und die eigenen unverheirateten Töchter) war das Kanonissenstift von Lancharre gegründet, das man, wie Chaupaize, in gleicher Blickrichtung gleich hinter dem Wald sieht. Eine kleine historische Welt. Aber fast auf Sichtweite das große Cluny.

So sah man, die Saône abwärts ziehend, auch in diesem Teil Burgunds neben dem Altland neu unter den Pflug genommene Flächen. Dazwischen, in den Siedlungen und auf dem Lande, zahlreiche neue oder restaurierte Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts: viele dieser Kirchen hätten es noch gar nicht nötig gehabt (*licet ... minime indiguissent*), meinte jener Cluniazensermönch Raoul Glaber (*Hist.* III 13), als er, um 1045 schreibend, diese Bauwut bestaunte: «Es war so, als hätte die Welt alles abgeschüttelt und zöge nun überall ein weißes Kleid von lauter neuen Kirchen an, *candidam ecclesiarum vestem*».

Allein im Mâconnais, das wir nun im äußersten Südosten Burgunds betreten, sind es um die 40 romanische Bauwerke, von der bescheidenen Landkirche bis zur Abtei. Diese Landschaft zwischen Cluny und Tournus, ein langer schmaler Bergrücken in Fortsetzung der Côte, war im frühen 11. Jahrhundert, als in den benachbarten Regionen, dem Charolais und der Bresse, die Durchdringung der Waldgebiete erst einsetzte, bereits relativ stark besetzt. Kern der herrschenden Adelsschicht waren hier die *châtelains*, die Burgherren – im Mâconnais nur sieben Familien – unter dem Grafen, und um sie wird sich zunehmend der weitere Adel gruppieren, insbesondere das Rittertum. Das war eine Lehnsschichtung, die dem französischen König zugänglich blieb, weil es ihm im Unterschied zum deutschen König gelingen wird, sich nicht durch die großen Kronvasallen, die Lehnsfürsten, von den anderen Vasallen trennen zu lassen, sondern die königliche Gerichtsbarkeit geltend zu machen und Lehnsherr vor allen anderen möglichen Lehnsherrn zu bleiben. Georges Duby hat, vor allem aus dem frühen Urkundenbestand von Cluny, beobachten können, wie hier der Grundbesitz des Adels durch Erbteilung zunehmend zerstückelt, durch Schenkungen an die Kirche drastisch verringert wurde (kirchliche Urkundenüberlieferung kennt allerdings weltlichen Grundbesitz nur in Auflösung, das liegt in der Natur der Sache). Das galt vor allem für Altland (Altland gestückelt, Neuland kompakt) und verkleinerte die materielle Basis vieler Adelsfamilien derart, daß sie nur mit Not ihren Waffendienst und ihren Stand aufrecht erhalten konnten und sich umso lieber als Vasallen den mächtigen *châtelains* anschlossen, denen sie berittenen Kriegsdienst leisteten. Das war im Mâconnais ein Kreis von höchstens 200 ritterlichen Familien.

Um einem dieser *châtelains* im Kreise seiner Vasallen persönlich gegenüberzutreten, begeben wir uns von Tournus aus dem Saône-Tal hinauf nach Brancion: ein kleiner Ort auf bewaldeter Hügelkuppe zwischen einer Burg, einst Sitz der Herren von Brancion, und einer kleinen düsteren Kirche des 12. Jahrhunderts, von der man einen schönen Blick hat hinab ins grüne Tal der Grosne (Abb. 1). Nur 5 km weiter westlich in Sichtweite die romanische Kirche von Chapaize in ihrem kleinen Dorf, und nahe dabei die Reste der Stiftskirche von Lancharre, beide gleich hinter dem Wald von Chapaize.

Was man da von Brancion aus überblickt, ist zugleich der Herrschaftsbereich dieser Burgherren, die zu den mächtigsten Familien des Mâconnais gehörten. Die Herren von Brancion hatten – mehr noch als die Lehen vom Grafen – enormen Eigenbesitz (*Allod* im Unterschied zum verliehenen Lehen), den sie an rund 30 Ritterfamilien ausgaben. Über 30 Ritter zu gebieten, mit 30 Rittern auf den Kreuzzug gehen, das war viel. Ein engerer Kreis von ihnen lebt sozusagen im Schatten der Burg, vertraut und verlässlich: sie dienen dem Seigneur, machen seine Kriege mit, bezeugen seine wenigen Urkunden, bieten sich notfalls als Geiseln an, sind die standesgemäßen Urteiler in seinem Lehensgericht. Daneben hatte der Burgherr natürlich noch seine nicht-adeligen Verwalter und Dienstleute, kurz: all das, was man brauchte, wenn man, wie diese Burgherren des Mâconnais, wirklich Herrschaft ausübte.

Einem der Herren von Brancion und seinen Rittern lässt sich noch näher kommen, wenn man den Schilderungen des Sire de Joinville folgt, des großen Biographen König Ludwigs des Heiligen (und mit Friedrich II. verwandt, der damals nicht das Glück hatte, einen solchen Biographen so nah und verständnisvoll an seiner Seite zu haben). Joinville, der 1249 seinen König nach Ägypten begleitete und den unglücklichen Kreuzzug als Augenzeuge in allen seinen schrecklichen Details beschrieben hat, schildert dabei auch das Schicksal des Burgherrn Josserand Sire de Brancion. Nach erfolgreicher Landung an der ägyptischen Küste verdingte sich das französische Kreuzheer immer mehr zwischen den Flußarmen des Nildeltas, fortwährend angegriffen von den Muslimen. Die Ritter müssen – bei glühender Hitze in ihrem Metall! – Treffen auf Treffen durchstehen. Dabei fällt

schließlich auch der Burgherr von Brancion mit zwölfen seiner zwanzig Ritter. Ihm, *uns des meilleurs chevaliers qui fust en l'ost*, der schon in 36 Schlachten und Treffen gekämpft habe und die ritterlichen Ideale seiner Zeit verkörperte, widmet Joinville einen bewegenden Nachruf.

Zwölf seiner zwanzig Ritter gefallen! Man mag sich vor Augen führen, was das in diesen kleinen Landschaftsräumen unmittelbar für Folgen hatte. Liest man im Kunstführer über das genannte Lancharre mit seiner Kirchenruine zwischen Bauernhäusern auf Sichtweite von Brancion: «Kanonissenstift gegründet von den Herren von Brancion für ihre unverheirateten Töchter und für die Witwen ihrer Vasallen», dann begreift man jetzt vielleicht besser, wofür das notwendig war. Oder noch deutlicher anhand einer drastischen Szene von diesem selben Kreuzzug (wieder Joinville mit einem anderen, aber vergleichbaren Fall):

«An jenem Tag wurde Herr Hug von Landricourt, der mit mir das Banner getragen hatte, in die Erde gesenkt. Wie er nun in meiner Kapelle auf der Bahre lag, waren da sechs meiner Ritter, die sich auf volle Gerstensäcke stützten und laut redeten, so geräuschvoll, daß sie den Priester bei der Messe störten. Ich ging zu ihnen und sagte, sie sollten still sein; das sei doch ein ungehöriges Benehmen von Rittern und Edelleuten, zu reden, während man die Messe singe. Da fingen sie laut zu lachen an und sagten unter Gelächter, sie würden Herrn Hugs Frau schon wieder unter die Haube bringen. Ich warf ihnen vor, daß solche Worte wirklich nicht gut und nicht schön seien, sie hätten ihren Mitstreiter allzu schnell vergessen. Gott aber strafte sie am schon am nächsten Tag dafür in der großen Schlacht am Fastnachtsdienstag. Da sind sie alle gefallen oder tödlich verwundet worden, und nun müssen ihre eigenen Frauen alle sechs wieder unter die Haube gebracht werden (*par quoy il convint leurs femmes remarier toutes six*)».

Und was, wenn es nicht gelingt, diese Frauen alle sechs wieder unter die Haube zu bringen? Dann kommen sie eben nach Lancharre, in das kleine bescheidene Lancharre am Walde von Chapaize mit dem Blick auf Brancion und seine Kirche, wo der Burgherr liegt, mit dem ihre Männer, die Ritter, ausgezogen waren nach Ägypten und nicht wiedergekehrt.

Das ist es, was der Historiker zu dieser kleinen Landschaft zu sagen hätte, zu diesem Ensemble von Burg und Stift und Landschaft.

II

Paßlandschaften und Paßverkehr im Alpenraum. Ein Überblick über die verfügbaren historischen Quellen

Sich auf historischen Straßen durch historische Landschaft zu bewegen erfordert historische Informationen, die wir uns aus historischen Quellen erwarten. Aber aus welchen Quellen? Gibt es im Mittelalter, das den Historiker zunächst noch nicht mit einem breitgefächerten Quellenbestand verwöhnt, überhaupt Quellengattungen, die zu Paßlandschaften und Alpenpaßverkehr nicht nur beiläufig mal eine Episode hergeben, sondern *spezifische* Aussagen machen? Der beliebte Kunstgriff, die von den Quellen gebotenen Einzelinformationen zusammenzuziehen zu einer fiktiven Reise und daran entlang dann die typischen Reisevorkommnisse zu erzählen, sei hier einmal umgekehrt: die verfügbaren Aussagen werden zergliedert nach den Quellengattungen, von denen sie geliefert werden. Solch methodisches Vorgehen ist zwar weniger kurzweilig, dafür aber ergiebig: ist nachvollziehbar, übertragbar, selbst anwendbar. So läßt sich für den Alpenpaßverkehr zwischen Antike und Spätmittelalter eine Typologie straßenbezogener Quellengattungen aufstellen, läßt sich beurteilen, für welche Fragen wir uns an welche Quellen zu wenden haben; läßt sich aus Landschaft historische Landschaft machen.

Winterliche Landschaft tritt vor unsere Augen mit der Frage, ob der Verkehr über die Pässe im Winter zum Erliegen kam (weniger als es schien, weiß man inzwischen: aber wo wären Aussagen darüber zu suchen?). Oder die wichtige Frage: haben Durchgangsverkehr und alpine Landwirtschaft miteinander zu tun? (Produzieren bäuerliche

Gemeinden, und zumal in solchen Hochregionen, historische Quellen? Und da sie es gewiß nicht für uns Historiker tun: aus welchem Anlaß dann und zu welchem Zweck?). Läßt sich der Einzugsbereich eines Passes, sozusagen der Trichter seiner Sogwirkung, in seiner Länge und Breite bestimmen? Und mit welchen Quellen? Werden auch die Schwierigkeiten des Landschaftsreliefs ausdrücklich angesprochen? Wie stark wurde der Konkurrenzdruck zwischen den Pässen empfunden, und was war man zu tun bereit, um den eigenen Paß attraktiver zu machen?

Diese und weitere Fragen werden im folgenden jeweils unter der dafür ergiebigsten Quellengattung behandelt. Dabei wird sich wieder zeigen, wie sehr sich normative und nichtnormative Quellen in ihrer Aussage voneinander unterscheiden. Normative Quellen wissen und sagen, was die Norm ist, wie es also sein *sollte*, und wir nehmen das dann gern beim Worte in dem Glauben, daß die Wirklichkeit der Norm entsprochen habe und nicht sein kann, was nicht sein darf. Daß es aber auch ganz anders kommen konnte, sagen Quellen, die von Anfang an nicht eine Norm fixieren, sondern bloß einen Alltagsausschnitt mit seinen Zufälligkeiten registrieren (also z. B. Transport-Abrechnungen und nicht Transport-Statuten), sozusagen nur Momentaufnahmen machen. Aber eben darum haben sie auch eine viel geringere Überlieferungs-Chance als normative Quellen, stehen uns weniger zur Verfügung.

Hier gehe es nicht um eine Sichtung der Quellen in der strengen Systematik einer klassischen Quellenkunde, sondern um bloßes Sortieren nach dem praktischen Aussagewert, etwa: Erstens, Quellen produziert aus der Perspektive (oder gar von der Hand) der Reisenden selbst, sozusagen *längs* zur Verkehrsrichtung, wie Reiseberichte, Ausgabennachweise, Itinerare usw., die in diesem Aufriß einordnend genannt, aber nicht eingehend behandelt seien, um über diese – so oft im Vordergrund stehende, ganze Anthologien füllende – Textgattung hinauszukommen zu weniger beachteten, weniger gefälligen Quellen. Dann, zweitens, eine Gruppe von Quellen hervorgegangen aus straßenbezogenen Einrichtungen, die, ohne sich selbst zu bewegen, den Verkehr vom Straßenrand her beobachten, sozusagen *quer* zur Verkehrsrichtung blicken, also Zollstellen, Paßhospize, Pilger-

spitäler mit ihrer Buchführung: diese Rechnungsquellen seien hier näher beachtet.

Endlich, drittens, die aus den Verkehrsregalien herrührende obrigkeitliche Kontrolle und Fürsorge mit ihren Quellen (Privilegien, amtliche Korrespondenzen, Gerichtsakten, Geleitsregister, Einnahmebücher, Transportordnungen, Straßenbauverträge usw.), die den Verkehrsfluß sozusagen von oben beobachten: kontrollierend, regulierend, abschöpfend, und um den Zustand der Straße besorgt. Denn immerhin ist die Straße, ist ein leidlich intakter Straßenkörper ja Voraussetzung für alles Weitere, und das soll auch in unserer Auswahl beachtet werden: Straßenbau beobachtet in den Schriftquellen und am Straßenkörper selbst. Hinzuzunehmen wären auch bildliche und kartographische Quellen, straßenbezogene Bauten, der archäologische Befund im Gelände. Insgesamt wird man sagen können, daß sich im Alpenraum die Probleme von Straße und Verkehr besonders gut beobachten lassen, weil die extremen Bedingungen des Gebirges diese Probleme zuspitzen, ins Große projizieren, so daß sich Schwierigkeiten, Vorkehrungen, Investitionen leichter erkennen lassen. Im Fels kann die Straße den natürlichen Hindernissen nicht ausweichen wie in der Ebene, sondern muß sie überwinden. Das kostet, und alles was kostet, wird eher überliefert als das, was nichts kostet.

I. QUELLEN AUS DER PERSPEKTIVE DER REISENDEN. Vor allem Reiseberichte gelten, weil aus der Perspektive des Reisenden gesehen, als die unmittelbarste Aussage zum Thema, und enttäuschen die darein gesetzte Erwartung doch oft. Soweit sie wirklich durchgeführte, nicht fiktive Reisen betreffen, werden sie ein eigenständiges Genus erst spät, und oft sind sie literarisch überformt. Wenn dann mancher Autor momenthaft Erlebtes, Episodenhaftes («Wie ich vor dem Abgrund lieber die Augen zumachte»; «wie das Saumtier sich ein Bein brach») für nicht darstellungswürdig hält oder den Ehrgeiz hat, statt individueller Erfahrung eher generelle Information, sozusagen Zuständliches, Landeskundliches zu bieten, bleiben endlich banale Aussagen wie: «Dann kamen wir in eine Gegend, die teils gebirgig teils eben ist, und deren Einwohner friedlich sind, wenn man sie nicht reizt». Wenn ein Kaufmann bemerkt, er gehe lieber über den Gotthard

zweimal als über den Splügen einmal, dann sagt das mehr aus als mancher öde Bericht, und gebe er sich literarisch noch so anspruchsvoll.

Daß sich die Bedingungen einer Alpenüberquerung zwischen Antike und Mittelalter geändert hatten, stelle man sich zunächst einmal vor Augen: Was es nämlich bedeutet, auf gut ausgebaute, mit Meilensteinen und Benefiziarier- (also Polizei- und Wartungs-) Stationen versehener römischer Straße die Alpen zu überqueren, in den Händen ein *Itinerarium*, verbal oder sogar *pictum*, gemalt, als Routenkarte, die schon von fern die weiteren Anschlüsse jenseits des Po anzeigte, und das alles in einem weiten Raum gleichen Rechts und gleicher Sprache – und was es dann bedeutet, im Mittelalter, *wieder* das große Fernziel Rom vor Augen und doch in geschrumpften Horizonten, auf wenig gewarteter Straße durch das in kleinere Räume unterschiedlicher Herrschaft zerfallene Land zu ziehen. Man könnte noch stärker reduzieren auf das Elementarste und für die Alpenübergänge sagen: in der Antike, und in der Neuzeit, wenige, gut ausgebaute Übergänge; im Mittelalter, und in vorrömischer Zeit, hingegen viele, kaum ausgebaute, teilweise hoch hinaufführende Übergänge, die in der Neuzeit gar nicht alle eine Fahrstraße bekommen werden, auch wenn sie im Mittelalter so wichtig waren wie der Septimer.

Am beredtesten sind persönliche Beschreibungen von Alpenübergängen, wo sie Extremsituationen schildern: die unfreiwillige Alpen traversierung im Winter. Etwa die Überquerung des Großen St. Bernhard durch den Bischof von Lüttich und den Abt von St. Trond auf ihrem Rückweg von Rom im Januar (!) des Jahres 1129, unter den frühen Berichten gewiß der anschaulichste und präziseste: mit Details über die Anordnung des Zuges (die Pferde gehen hinter den Pilgern aber vor den Herrschaften, damit diese einen breiter getretenen Pfad vorfinden); über die Ausrüstung der Führer, der die winterliche Überquerung professionell betreibenden *marrones* (Sondierstäbe zum Ertasten des Weges unter dem hohen Schnee, *ad palpandam sub alta nive viam*, Eisenspitzen unter den Sohlen); über Lawinnengänge und Lawinopfer, mit Lokalisierung der gefährlichsten Stelle (gleich oberhalb von St.-Rhémy: die moderne Straße ist hier denn auch auf die andere Talseite hinübergewechselt). Oder der unfreiwilligen Alpen-

übergang Heinrichs IV. Der König konnte sich die Jahreszeit nicht aussuchen, konnte nicht sagen: nach Canossa gehe ich erst, wenn der Schnee weg ist. Er muß sofort los, bevor Papst und Fürstenopposition zueinanderfinden und sich der Tag seiner Bannung jährt, er muß mitten im Winter 1076/77 über den Mont-Cenis. Für Lampert von Hersfeld (*Annales*, ad 1077) eine willkommene Gelegenheit, den verhaßten König *manibus et pedibus reptando*, auf allen Vieren, die Alpen hinunterkriechen zu lassen vor die Füße Gregors VII. Der Autor war selbst nicht Augenzeuge, aber er gibt Details, die man sich in Flachland und Mittelgebirge schwerlich ausdenken könnte, etwa wie man im Hochgebirge Pferde verschneite Steilhänge hinunterbringt (das wußten meine Berner Studenten aus ihrem Militärdienst übrigens besser als gelehrte Kommentatoren).

Reiseberichte dramatisieren, beschreiben in aller Regel nur die erste (und oft einzige) Alpenüberquerung des Autors mit ihren ungewohnten Schrecken. Hingegen haben Waren vor Abgründen keine Empfindungen, und so wird man nur aus den anderen Quellengattungen wie Zollregistern, Warenbegleitbüchern usw. den *Alltag* des Alpenpaßverkehrs erfahren – auch ersehen, daß winterlicher Paßverkehr im Mittelalter so selten gar nicht war, zumal die Bergbauern und ihre Tiere, anders als im Sommer, nun für den Transportdienst abkömmlicher waren, die Straßen nun weniger holprig, und die nun verwendeten Schlitten womöglich von größerer Transportkapazität als die Wagen.

Man achte in Reiseberichten auf jedes Detail, das zu erkennen geben könnte, ob ein Paßweg ganz oder wenigstens streckenweise mit Wagen befahrbar oder nur von Saumtieren begehbar war. Lohnend sind die Reiseberichte von der Gotthard-Route (der englische Geistliche Adam von Usk 1402, der kastilische Adelige Pedro Tafur 1438, der Sieneser Humanist Agostino Patrizi 1471 u. a.), sie alle voll des Schreckens nicht über die Paßhöhe selbst, sondern über die Passage der Schöllenen mit ihren Stegen, Felswänden, stiebenden Wassern. Man kann diesen Abschnitt an der oberen Reuß auch ganz anders beschreiben, Goethe am Gotthard: die Farbe und Beschaffenheit des Gesteins, der Tagelohn holzschleppender Frauen in der Schöllenen, segelnde Raben und ziehende Nebel über der Teufelsbrücke, Käse-

schlitten und Melkgeräte und Überdüngung der Wiesen, die Wirtsleute in Altdorf und Wassen und Andermatt, Räumungsarbeiten auf der Paßstraße, und jede Brücke einzeln, womöglich mit ihrer Bauinschrift, ihrer Steinfarbe, dem schadhafte Holz. «Reise als Halbroman zu schreiben».

Zu den Quellen, die aus der Hand des Reisenden stammen und den Reiseablauf unmittelbar abbilden, gehört auch die Aufstellung von Reiseausgaben. Überliefert sind solche unscheinbaren Texte vor allem, wenn es sich um Reisen im öffentlichen Auftrag und somit um offizielle Spesenbelege handelt, die zu vergüten waren. Oder wenn sie in die professionelle Buchführung eines Kaufmanns gerieten, der die Transportkosten seiner Waren dokumentierte: wie Waren über die Alpen reisten, läßt sich z. B. für die Große Ravensburger Handelsgesellschaft Station um Station, Ausgabe um Ausgabe verfolgen, schließlich ging das ja alles in die Preisbildung ein. So sehen wir die Gesandten von Solothurn (oder von Köln oder von Lüneburg) über die Alpen nach Rom ziehen, und im Notieren ihrer Ausgaben wird noch das Bahnen des Weges auf dem verschneiten Gotthard mit 5 rheinischen Gulden zu Buche schlagen. In den Berner «Reiskostenrödeln» aus der Zeit der Mailänderkriege 1511–1515 sind für die einzelnen Feldzüge die genommenen Paßrouten, die erreichten Rast-Orte, die Benutzung von Wasserwegen aufs sorgfältigste verzeichnet.

Daß eine längere Steigung einsetzt, wird der gewöhnliche Reisebericht selten anmerken, weil der Gebirgsweg eben aus Steigung besteht; im Ausgabenbuch eines Transports hingegen erkennen wir das sofort, denn es kostet etwas, nämlich den Anspann zusätzlicher Pferde.

Unerwartet locker geht es in der Reisedokumentation zweier italienischer Gesandter über ihre Reise nach Innsbruck 1428 zu. Zwischen den üblichen Ausgabeposten wie Unterkunft, Verzehr, Pferdebeschlagen erscheinen farbige Positionen wie das Schlafen mit einer Magd (4 Schilling) und die Bewertung einer Wirtin: der Übergang vom dürren Spesen-Itinerar zum privaten Erinnerungs-Itinerar, zum Reisetagebuch kann eben fließend sein. Ein (persönliches, nicht offizielles) Reisetagebuch sind auch die Aufzeichnungen von Paolo Santonino, der im Dienste des Patriarchen von Aquileia 1485–87 einen Bischof auf einer Visitationsreise durch Kärnten und Steier-

mark begleitete. Da wird jedes Gasthaus notiert mitsamt dem Wirt, die Qualität des Essens (*schirattus in moreto*, Eichhörnchen in Kräuter-
soße!), aber auch die Beschaffenheit der Straße; da heißt es von
einem Gebirgsweg: *sustinetur plerisque in locis ligneis palis proximis arbo-
ribus innixis*, er werde an mehreren Stellen von Holzpfehlern getragen,
die auf den nächststehenden Bäumen aufruhren!

Um den folgenden Ausführungen nun eine Grundlage und eine
Richtung zu geben, sei zunächst auf eine Quellengattung zurück-
gegriffen, die – nicht vom Reisenden geschrieben wie die bisherigen
Texte, aber zu seiner praktischen Verwendung bestimmt – den Reise-
weg geradezu im Namen trägt: das Itinerar oder Routenverzeichnis.
Im Unterschied zu den antiken Itineraren (*Tabula Peutingeriana* als
Karte, *Itinerarium Antonini* als Verzeichnis), die das Straßennetz des
gesamten Römischen Reiches unter Angabe von Orten und Distan-
zen erfaßten, galten mittelalterliche Itinerare in der Regel nur *einem*
Ziel – vor allem Rom oder Jerusalem – und basierten überwiegend
auf der Reiseerfahrung einzelner Reisender, die so (und das war auch
die Absicht der meisten Pilgerreiseberichte) praktische Hinweise ge-
ben wollten: aus *ich* ging wird so *man* geht.

Unter den zahlreichen, vielfach behandelten Texten hebt sich ein
Itinerar durch seine originelle Anordnung heraus. Das in die Chro-
nik des Abtes Albert von Stade (um 1250) eingefügte Itinerar der
Rom-Wege von der Nordsee nach Italien gibt sich nämlich, schön
didaktisch, als Dialog zwischen *Tirri* und *Firri* (Dietrich und Fried-
rich), die sich darüber in Frage und Auskunft, mit Sonderwünschen
und Alternativvorschlägen, unterhalten wie in einem Reisebüro.
Firri wünscht sich etwa, den Weg über die Maurienne, das Tal in
den Westalpen zu nehmen, um den dort verwahrten Finger Johan-
nes' des Täufers zu sehen; dann muß *Du*, sagt *Tirri*, über den Mont-
Cenis gehen, das sei allerdings die längere Route, und nennt ihm alle
Reisestationen. Die für den Rückweg gebotene *optio viarum* nennt
neben Brenner und Großem St. Bernhard erstmals den Gotthard mit
dem Urserental: *per Elvelinum montem quem Longobardi vocant Ursare*.
Was *Tirri* da beiläufig als alternativen Alpenübergang anbietet, ist
für die Straßenforschung ein historisches Datum, die Öffnung des
Gotthard-Passes im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts, und wird für die